

komitee der Deutschen Katholiken als solches in Erscheinung träte — etwa durch den Platz, den es einnimmt, oder die Art seines Einzugs auf den Festplatz.

Bochum schuf als *bleibendes Andenken* ein Katholikentagsdorf. Auch Fulda sammelte über 100 000 DM für eine Katholikentagssiedlung mit Wohnungen und Kirche. Solche Tatzeichen der Versammelten sollten auch in Zukunft beibehalten werden.

Soll der Katholikentag wirklich „Kirchentag“ werden, so kommt es darauf an, daß sich die Kirche an ihm ebenso rein wie in Fülle darstelle. Das ist nur möglich, wenn er von allen Kräften des katholischen Deutschlands mitgetragen wird. Das wiederum setzt ein gutes Zusammenarbeiten dieser Kräfte voraus. Sie zu ermöglichen, gehört zu den Aufgaben des Zentralkomitees der deutschen Katholiken.

Sein Ausbau sowie das Einspielen seiner Organe ist noch nicht vollendet — gerade an Aufgaben, wie sie die Katholikentage darstellen, dürfte es darin wachsen. Wenn, was wir hoffen, bald in seinem neuen Heim in Bad Godesberg die Tätigkeit der Sachreferate — die bisher eigentlich nur im sozialen Bereich stärker sichtbar wurde — intensiver werden kann, dürfte davon auch für die Vorbereitung und Durchführung des nächsten Katholikentages im Sinne der Erkenntnisse von Fulda Wesentliches zu erhoffen sein. In Verbindung mit eigens für diese Arbeit freigestellten Kräften läßt sich das Anliegen, für die neue Situation und Aufgabe der Katholikentage die gemäße Form weiter zu entwickeln, so lösen, daß sie ein immer segensreicherer Dienst an der Kirche und durch sie an denen werde, die auf ihr Wort und Leben warten.

Die Krise geschichtlicher Erkenntnis

Von G. FRIEDRICH KLENK S. J.

Das 19. Jahrhundert ist das große Jahrhundert der historischen Forschung. Die Aufklärung war stark ungeschichtlich eingestellt; sie verneinte und bekämpfte die Religion und den Glauben einer unerleuchteten Vorzeit. Für historisches Wachstum fehlte ihr der Sinn, und ihre radikalsten Vertreter, wie z. B. Voltaire, meinten, die kirchlichen Dogmen seien von schlaun Priestern erfunden. Für sie war es sicher, daß der Menschheit Weg aus der Blindheit und der Finsternis einer irrationalen Vergangenheit in die anhebende Morgenröte der Vernunft geführt habe. Die Optimisten unter ihnen waren überzeugt, daß die Geschichte als Spiel irrationaler Kräfte nun zu Ende ginge und ein liches Reich des logischen Denkens heraufzöge. Alles wird hell und vernünftig werden.¹

Die Statistik gegenüber der Vorzeit hinderte und hemmte das geschichtliche Bewußtsein, aber der ungemein naive Glaube an den künftigen Sieges-

¹ Vgl. R. G. Collingwood: "The idea of history". Oxford 1949, 3. Aufl., S. 78.

zug der Vernunft war geschichtsbildend. Man dachte geschichtlich im eschatologischen Sinne, d.h. in der Kategorie der Zukunft, während doch Geschichte erstlinig das Vergangene betrifft.

Als der Rationalismus zur Romantik umschlug, wandelte sich auch das geschichtliche Denken. Freilich schwang nun das Pendel oft auf die entgegengesetzte Seite aus. Das Gewesene und organisch Gewordene wurde liebevoll betrachtet und das Mittelalter, von den Aufklärern als finster und barbarisch verschrien, erlebte seine Ehrenrettung. Aber bisweilen sind es dichterische Traumwelten, die man in den vergoldeten Rahmen vergangener Jahrhunderte heftete, keine unbestechliche Darstellung dessen, was gewesen ist. Und die idealisierende Rückwärtsschau begünstigte keineswegs immer den wohlüberlegten Einsatz der Kräfte, um die Gegenwart fruchtbar zu gestalten und hier und jetzt zu erreichen, was möglich war. Man war bisweilen geneigt, in ehrfürchtiger Rückschau auf eine versunkene bessere Welt das Heute zu vernachlässigen.

Im Denken Hegels erscheinen sowohl der romantische Sinn für die organische Entwicklung wie der rationalistisch-aufklärerische Glaube an den Aufstieg der Vernunft. Aber die Vorzeit ist nicht mehr nur eitel Schatten und Elend, vielmehr war der Geist stets der Meister in der Werkstatt der Geschichte. Trotzdem sich Hegel mit der Geschichte nur im Rahmen seiner idealistischen Spekulation beschäftigt hat, wirkte er auf die Geschichtswissenschaft anregend, insofern er das geschichtliche Geschehen in den Rang einer Entfaltung des Weltgeistes erhob. „Es muß endlich an der Zeit sein, auch diese reiche Produktion der schöpferischen Vernunft zu begreifen, welche die Weltgeschichte ist.“²

Wie Hegels idealistische Metaphysik abgelöst wurde von der bodennäheren positiven Philosophie, die sich auf das faktisch Gegebene und Erfahrbare gründen wollte, und vom Realismus verschiedenster Richtungen, vom Materialismus und den Naturwissenschaften, so mußte seine Geschichtskonstruktion einer mehr auf Einzelforschung ausgehenden Geschichtswissenschaft weichen. Doch wirkte die Vergangenheit noch nach, so bei Leopold von Ranke. In ihm überkreuzten sich die „organologische Anschauungsweise der Historischen Rechtsschule und die dynamische Spekulation Hegels“, ja, seine „Verpflichtungen“ reichen noch viel weiter zurück.³

Im ganzen geht die Entwicklung dahin, daß die universalhistorische Weltanschauung, die um bestimmte Zentralideen kreiste, der Teiluntersuchung wich, wenn es selbstverständlich auch immer wieder geglückte Gesamtentwürfe gab. Aber gerade der vorrückende geschichtswissenschaftliche Positivismus schuf eine Reihe neuer Probleme. Die naive Freude, im Gegensatz zu apriorischen Entwürfen mit beiden Händen in die Fülle von Einzeltatsachen zu greifen, war allzu früh. Die Kritik, die ehemals der idealistischen Geschichts-

² Hegel: „Philosophie der Weltgeschichte“. Leipzig 1944 (herausgegeben von G. Lasson) I. Band, S. 24.

³ Fritz Wagner: „Geschichtswissenschaft“. Freiburg-München 1951, Karl Alber, S. 191.

philosophie verhängnisvoll geworden war, setzte auch gegen das neue Forschungsideal an mit der Frage: Was ist eine geschichtliche Tatsache? In den exakten Wissenschaften sucht man dem Problem beizukommen, indem man bestimmte Versuche immer wieder neu anstellt, z. B. in der Chemie. Die Geschichte kann nicht experimentieren. Sie hat keinen gegenwärtigen Einzelgegenstand, ihr Reich ist das Gewesene, insofern es in irgendwelchen dokumentarischen Niederschlägen oder in sonstigen Kulturresten noch gegenwärtig ist. Es sind oft nur Bruchstücke. Und auch wo die schriftlichen Zeugnisse zahlreich, ja massenhaft vorliegen, ist die Wahrheitsfindung noch nicht ohne weiteres gesichert. Die fleißigen Arbeitsbienen, die dem Staube der Archive zahllose Akten, Handschriften und alte Chroniken entrissen haben, ahnten nicht, daß sie damit auch die Fragen nach einer einwandfreien geschichtswissenschaftlichen Methodik zu einem Berge auftürmten. Ein Diplomat unseres Jahrhunderts — er gehört noch der vornehmen alten Schule an — wurde gefragt, ob aus den amtlichen Berichten der verschiedenen Gesandten an ihre Regierungen die Wahrheit über bestimmte Ereignisse festgestellt werden könnte. Er verneinte. Ob wenigstens die Regierungsarchive erschöpfenden Aufschluß gäben? Nicht ohne weiteres, meinte er. Wir brauchen uns darob nicht zu wundern. Schon die Könige der archaischen Hochkulturen (Sumerer, Babylonier, Hethiter, Ägypter) haben die königlichen Annalen und Inschriften meist unter dem Gesichtspunkt ihrer eigenen größeren Glorie abfassen lassen. Also die Dokumentenfülle allein tut es nicht. Deshalb vergleicht R. G. Collingwood die Aufgabe des Historikers mit der eines Detektivs.⁴ Er muß oft an Hand weniger Anzeichen und widersprechender in Dokumenten niedergelegter Aussagen das wirkliche geschichtliche Geschehen schöpferisch nachentwerfen. Doch setzt hier die Kritik aufs neue an: der Detektiv kann in einem Kriminalfall die Probe aufs Exempel machen, wenn der erspürte Verbrecher unter der Wucht der Indizien zusammenbricht — der Historiker nicht. Sein Held oder Missetäter schweigt für immer. Er kann seine Hypothese immer nur durch neue Vergleichspunkte zu stützen suchen.

Diese Schwierigkeiten, eine gesicherte geschichtskritische Methode zu schaffen, haben manche fähige Historiker und Geschichtsphilosophen zum historischen Relativismus verführt. Es ist der einzelne Forscher, der von seinem Standort und der Eigenart seines Geistes aus ein ordnendes Netz über die chaotische Fülle der Einzelphänomene wirft und so Geschichtsbilder schafft. Da der Versuch, Geschichte nach Art der exakten oder Naturwissenschaften zu treiben, gescheitert war, war man leicht geneigt, sie zu einer Art künstlerischen Entwurfs zu stempeln mit allen Vorzügen und Schwächen solcher Schöpfungen. „Die Geschichte, die zu keiner Naturwissenschaft werden konnte, wurde in den Bereich des Sinnwidrigen und Lebefremden ... zurückgeschleudert.“⁵ Sie war wieder zur ungeformten Masse nach Art des der Erfahrung im kantischen Sinne Vorgegebenen ge-

⁴ Collingwood a. a. O., S. 266 ff.

⁵ Wagner a. a. O., S. 303.

worden und erhielt ihre einsichtige Gestalt vom Menschen her. Zum mindesten ist man davon überzeugt, daß der geschichtliche Standort und die Eigenart des Erforschers und Auslegers der vergangenen Ereignisse und Personen das Ergebnis nicht nur irgendwie färbe, sondern in seinem Wesen mitbestimme. Dies ist nicht nur die Ansicht namhafter Wissenschaftler, auch „der moderne Leser moderner Interpretationen ist bereit, die Relativität des Auszulegenden auf den jeweiligen Ausleger als etwas Selbstverständliches hinzunehmen“.⁶ „Der bloße Text, wird allenthalben versichert, bleibe ‚stumm‘, wenn wir ihn nicht ausdeutend zum Sprechen bringen — als spräche ein Text überhaupt nicht von sich und für sich selbst.“⁷

Der Widerstand gegen den geschichtswissenschaftlichen Optimismus beginnt schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für Schopenhauer fehlt der Geschichte der Grundcharakter der Wissenschaft.⁸ Entsprechend seiner Erkenntnistheorie, die Kants transzendente Subjektivität mit Platons Lehre von den die Welt transzendierenden Ideen verbindet, und entsprechend seinem pessimistischen Voluntarismus kann ihm Geschichte als Dasein und Wirken des Menschengeschlechtes von vornherein wenig bedeuten. In einer Zeit, die man das Jahrhundert der Geschichte, d. h. des geschichtlichen Bewußtseins genannt hat, verneint er kurzweg den ganzen Weg, den das Geschichtsverständnis von Herodot und Thukydides bis Savigny und Ranke zurückgelegt hatte, und stellt sich neben Aristoteles.⁹ Die Menschheit hätte eigentlich mehr Belehrung von der Dichtung als von der Geschichte zu erwarten. Denn die Dichtung habe die Wahrheit der Idee, während der Geschichte nur die Wahrheit der Erscheinung eigne.¹⁰ Den Vorrang der Poesie habe auch Aristoteles eingesehen, da er sagt, daß sie der Philosophie näher stehe und trefflicher sei als die Geschichte.¹¹ „In Wahrheit ist das Wesen des Menschenlebens wie der Natur überall in jeder Gegenwart ganz vorhanden und bedarf daher, um erschöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffassung.“¹² Daraus ergibt sich: „Hat einer den Herodot gelesen, so hat er, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studiert. Denn da steht schon alles, was die folgende Weltgeschichte ausmacht: das Treiben, Tun, Leiden und Schicksal des Menschengeschlechts...“¹³

Dilthey nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Er anerkennt den Wert der Geschichte und den methodisch-kritischer Urkundensammlung. Jedes sichere historische Wissen setzt diese Sammelarbeit voraus. Auf solchen Grundlagen „baut sich mit Hilfe der Analyse der Berichte auf ihre Quellen und der Prüfung der Gesichtspunkte der Berichterstatter eine Rekonstruktion auf,

⁶ Karl Löwith: Heidegger, Denker in dürftiger Zeit. Frankfurt/M. 1953 (S. Fischer), S. 81. ⁷ A. a. O., S. 82.

⁸ Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. 2. Band, Ergänzungen, Leipzig 1891 (Brockhaus), S. 502. ⁹ A. a. O., S. 501.

¹⁰ Die Welt als Wille und Vorstellung. 1. Band, Leipzig 1892 (Reclam), S. 324.

¹¹ Vgl. Aristoteles, De Poetica. Berliner Ausgabe 1831 Vol. II Graece, 1451 b 9, Z. 4 ff. und in dieser Zeitschrift: „Antikes und christliches Geschichtsdenken“, Januar 1954, Bd. 153 (1953/54), 4. Heft, S. 278 ff.

¹² Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung, 2. Bd., Ergänzungen, S. 504.

¹³ A. a. O., S. 508.

die historische Wahrscheinlichkeit hat . . .¹⁴ Diese Rekonstruktion fußt auf objektiven Grundlagen, aber sie formt sich doch auch aus der eigenen psychischen Ganzheit des Forschers. „Die Auffassung des Wirkungszusammenhangs, den die Geschichte bildet, entsteht zunächst von einzelnen Punkten aus, an denen zusammengehörige Reste der Vergangenheit durch die Beziehung zur Lebenserfahrung im Verstehen miteinander verbunden werden; was uns in der Nähe umgibt, wird uns zum Verständnismittel des Entfernten und Vergangenen. Die Bedingung für diese Interpretation der historischen Reste ist, daß das, was wir in sie hineinragen, den Charakter der Beständigkeit in der Zeit und der allgemein-menschlichen Geltung hat. So übertragen wir unsere Kenntnis von Sitten, Gewohnheiten, politischen Zusammenhängen, religiösen Prozessen, und die letzte Voraussetzung der Übertragung bilden immer die Zusammenhänge, die der Historiker in sich selbst erlebt hat. Die Urzelle der geschichtlichen Welt ist das Erlebnis, in dem das Subjekt im Wirkungszusammenhang des Lebens zu seinem Milieu sich befindet. Dies Milieu wirkt auf das Subjekt und empfängt Wirkungen von ihm. Es ist zusammengesetzt aus der physischen und der geistigen Umgebung. In jedem Teil der geschichtlichen Welt besteht daher derselbe Zusammenhang des Ablaufs eines psychischen Geschehens im Wirkungszusammenhang mit einer Umgebung. Hier entstehen die Aufgaben der Abschätzung der Natureinflüsse auf den Menschen und der Feststellung der Einwirkung der geistigen Umwelt auf ihn.“¹⁵

Gerade bei Dilthey hat das geschichtskritische Gespräch einen Punkt erreicht, wo es übergeht nicht nur in Geschichtsphilosophie, sondern auch in die Frage nach dem Sein des Menschen überhaupt und nach dem Sein schlechthin. Wenn man auch bezweifeln mag, ob Dilthey selbst diese Frage im eigentlichen, ontologischen, Sinne gestellt hat, so ist doch sicher, daß Collingwood sie stellt und daß Heidegger sie längst gestellt hat. Die Erkenntnis kritischer Untersuchungen über die Bedingungen a priori dafür, daß Geschichte als eine Einheit in der Zeit gestaltet wird, regt dazu an, weiter zu fragen — nämlich nach den „fundamentalontologischen“ Voraussetzungen dieser Einheit. Man kann dabei in die Tiefen der menschlichen Subjektivität hinabsteigen und das Wesen des Menschen als Zeitlichkeit entdecken oder versuchen, das Sein als verzeitlichten Entfaltungsprozeß eines Absoluten zu begreifen, das in der Lichtung des menschlichen Daseins sich offenbart. Benedetto Croce hat das zweite getan, Heidegger in seiner früheren Periode das erste. Collingwood lehnt sich teilweise an Croce an und versucht jetzt zu erklären, wieso Geschichte als Geschichtsschreibung, obschon sie von der künstlerischen Schöpferkraft des Menschen entworfen wird, doch in gewissem Sinne objektiv genannt werden könne. Der Seinsstrom trägt in sich alles, was er einmal an Einzelercheinungen gewesen ist. In jedem Menschen, einem Stauungs- und Durchgangspunkt dieses Stromes, wird die Vergangen-

¹⁴ *Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften*, Leipzig-Berlin, VII. Bd. 1927, S. 162.

¹⁵ A. a. O., S. 161.

heit in dem von ihr Gewirkten Gegenwart. Daher vermag er, aus einer seinsmäßigen Entsprechung heraus, Vergangenes wieder zu erwecken, er vermag aus bruchstückhaften archäologischen Überresten, aus dürftigen Chroniken frühere Ereignisse nachzuschaffen und zu einem Bilde zu fügen, einem Ganzen — für sich selbst. Spätere Geschlechter werden die Vergangenheit von ihrem anderen Orte im Seinsgeschehen aus neu erleben und neu entwerfen. Der wirkliche Historiker prüft den vorliegenden Stoff kritisch, lebt sich in ihn ein, weckt ihn zu neuem Leben — für seine Zeit. Jede Generation muß, was gewesen ist, aus ihrer besonderen Situation heraus neu aufnehmen, innerlich nacherleben und ihm die zeitgemäße Gestalt geben. Das äußerliche Sammeln von Tatsachen kann dafür nur Krücke sein. Wert und Möglichkeit der Geschichte werden nicht so sehr aus dem Gegenstand der historischen Forschung, als vielmehr aus der Weise des menschlichen Daseins und dem „Wesen“ des Seins schlechthin abgemessen. Wer Geschichte als Geschichtsschreibung und als — durch sie gegenwärtiges — Ereignis verstehen will, muß also zuvor die Geschichtlichkeit des Menschen, seine Weise zu sein, erkennen, die in neuhegelianischer Auslegung eine zeitliche Erscheinungsform des Absoluten selber ist.

So ist ein ursprünglich geschichtliches Problem in ein philosophisches ausgemündet. Die Geschichtswissenschaft hat sich im vorigen Jahrhundert von den idealistischen Spekulationen einer abstrakten Philosophie abgesetzt und versucht, im eigenen Reich der Tatsachen selbstgenügsam auszukommen. Nun ist sie längst wieder daran, Anschluß an das allgemeine Seinsdenken und die philosophische Anthropologie zu gewinnen, und sei es nur, um ihre Skepsis und ihren Relativismus zu begründen. Es ist vielleicht zu wenig bekannt, daß die erkenntnistheoretische Frage: Ist und wie ist Geschichtsschreibung als Wissenschaft möglich? mit zum Ausgangspunkt und Ursprung der heutigen lebens- und existentialphilosophischen Erörterungen gehört.

Aber nicht nur für Geschichte und Philosophie wurde das Gespräch um ihre letzten Grundlagen bedeutsam, es wirkt sich auch fundamental-theologisch aus. Wenn man obengenannte Ansätze, sei es neuhegelianisch, sei es existenzphilosophisch, zu Ende denkt, ergibt sich, daß die fest umrissenen, von Ort und Zeit umgrenzten Heilswahrheiten, wie Menschwerdung des Wortes oder Leben und Tod Jesu, relativiert werden. Wichtiger als die historische Urwirklichkeit wird ihre Auslegung durch die verschiedenen Zeitalter. Es kommt zur „jemeinigen Wahrheit“, zur Theorie von der Wahrheit als einer und vieler; die Weise der Aneignung wird wichtiger als das, was anzueignen ist. Nicht das einmal gesprochene Wort Jesu ist maßgebend, sondern das jeweilige historische Selbstverständnis des einzelnen oder der Kirche. „Geschichtsanalyse ist, wie bei Hegel, zugleich Situationsanalyse, d. i. Selbstinterpretation des in der Geschichte existierenden Interpreten.“¹⁶

¹⁶ Helmut Kuhn: Philosophie in Sprachnot, in: „Merkur“, 7. Jg., 10. Heft, S. 943. Kuhn bezieht seine Worte auf Heidegger, sie können in einem allgemeineren Sinne auch hier angewandt werden.

Dieser Historismus, „formal betrachtet, die Relativierung aller Aussagen auf das historische Jetzt und die in ihm lebende Person“¹⁷ oder Gesellschaft zwingt zur Einsicht, nicht nur, wie schwierig, sondern auch, wie wichtig es ist, eine taugliche Methodik der geschichtlichen Forschung zu finden und philosophisch zu unterbauen.

Zunächst muß das Zusammenspiel des Menschengesistes und seines Gegenstandes erkenntnistheoretisch grundsätzlich geklärt und erkenntnismetaphysisch durchdacht sein. Dieses kann sicher nicht bis in die letzte Tiefe geschehen, ohne daß man „Fundamentalontologie“ treibt, d. h. bis zum Wesen des Menschen vordringt und die Frage seiner Existenzweise und seines Verhältnisses zum Sein erörtert. Wie wir gesehen haben, ist die Krise der Geschichtswissenschaft von selbst hier eingemündet.

Der Mensch ist ein geschichtliches Wesen, sowohl im Sinne eines personalen Für-sich-seins als auch im Sinne seiner Zugehörigkeit zum Menschengeschlecht. Der Weg zur Reife seiner Persönlichkeit hat jedoch einen überzeitlichen Ausgangspunkt: den Grundriß seines Wesens im metaphysischen Sinne verstanden, und einen überzeitlichen Endpunkt: die Vollendung in der Gemeinschaft mit Gott. Nur der Weg zwischen beiden führt durch die Zeit. Und zu diesem Wege gehört bereits die „Geworfenheit“ in diese geschichtliche Situation, mit diesem biologischen Erbe, mit dieser sozial-kulturellen Umwelt. Der Startpunkt meiner Entwicklung, meine ganze Physis, mein geistiger Lebensraum, sind geschichtlich vorbestimmt. Jedermann ist ein Kind seiner Zeit. So bin ich zu einem guten Stück tatsächlich Ergebnis der Vergangenheit. Und zwar ist es eben meine metaphysische Endlichkeit, die mich in eine Kette geschichtlicher Entwicklung einreihet. Daher ist viel Wahres daran, wenn gesagt wird, daß der Geschichtsforscher nur deswegen ein inneres Verhältnis zu den Ereignissen der Vergangenheit gewinnen könne, weil er selber — im vorstehend eingeschränkten Sinne — deren Ergebnis ist. Ohne diese innere Zuordnung könnte man unser Verständnis für Geschichte nicht verstehen. Aber diese Zuordnung muß bis ins eigentliche metaphysische Wesen hinein erfaßt werden. Warum vermag der Detektiv in schöpferischer Intuition aus scheinbar geringfügigen Anzeichen einen Kriminalfall zu rekonstruieren? Weil er mit der überzeitlichen spezifischen Natur des Menschen rechnet, die — unbeschadet seiner Freiheit — ganz bestimmten psychologischen und moralischen Gesetzen folgt. Er kann sich nur in den Fall hineinendenken, weil in ihm selbst wie in jedem Menschen Ansätze und Neigungen sind, diese oder eine ähnliche Handlung zu begehen. Und so ist es auch in der historischen Forschung. Wo dem Menschen ein überzeitliches Wesen abgesprochen wird, wo man in ihm nur noch Bündel zufälliger Akte sieht, fehlt jede Voraussetzung für eine Methodik der Geschichtswissenschaft. Entwürfe der künstlerisch-intuitiven oder spekulativ-schöpferischen Subjektivität können diese nüchterne anthropologisch-ontologische Begründung nicht ersetzen; denn wenn sie nicht reine Einbildungen schaffen wol-

¹⁷ A. a. O., S. 941.

len, sind sie eben nichts anderes als die Fähigkeit, die psychologischen und moralischen Möglichkeiten des Menschen von seinem Wesen her blitzartig zu überschauen und an Hand der archäologischen und dokumentarischen Bruchstücke oder widersprechender Zeugnisse die einzig verwirklichte Möglichkeit zu entdecken.

Das Allgemeine und Überzeitliche erst ermöglicht ebenso wie Philosophie so auch Geschichte. Wer dem Allgemeinen (hier zunächst im Sinne der spezifischen Menschennatur verstanden) sein Recht läßt, braucht deswegen noch nicht der rationalistischen oder idealistischen oder biologisch-materialistischen Geschichtskonstruktion zu verfallen. Denn die Geschichte ist kein Vorgang nach Art eines Naturgeschehens. Sie steht im allerletzten auf der Freiheit: der Freiheit Gottes und der Freiheit des einzelnen Menschen. Und ihretwegen sind der geschichtlichen Wissenschaft in der Tat Grenzen gesetzt. Weil die Geschichte als Ereignis im letzten Tat der Freiheit ist, sind alle rein apriorischen Entwürfe hier eitel. Wir brauchen positive Zeugnisse oder wenigstens Anhaltspunkte, wie sich die Freiheit im Einzelfalle entschieden hat. Daher brauchen wir unbedingt die treue, sorgsame Bienenarbeit der Sammler, Archivare und Chronisten. Wir brauchen die Fanatiker der Kleinigkeiten.

Das menschliche Tun wird, wie zum Teil schon ausgeführt, durch drei Gegebenheiten beeinflusst. Da ist zuerst die Natur des Menschen selber. Sie steckt gewissermaßen die Grenzpfähle ab, innerhalb deren sich alles, was der Mensch denkt und tut und aus sich macht, bewegt. Es sind die inneren Grenzen, die niemand überschreiten kann, sie umgreifen die Summe aller menschlichen Möglichkeiten. Die zweite ist die Umwelt, sein Ort in Zeit und Raum, die seine besondere Ausgangssituation ausmachen. Sie stellen Grenzen von außen dar. Diese Grenzen von innen und von außen sind sozusagen naturhafte Grenzen. Die Grenzen von oben oder die Grenzen des moralischen Gesetzes sind anderer Art, sie werden nur wirksam durch die dritte Gegebenheit im menschlichen Tun: nämlich durch die Freiheit. Für den Historiker ist es nun nötig, nicht nur die allgemeinen menschlichen Möglichkeiten, die sich aus seiner metaphysischen Natur ergeben, genau zu kennen, sondern auch die jeweilige Umwelt, den Rahmen, in dem der einzelne Mensch steht. Denn sie ist es, die für das konkrete Handeln die Anlässe und die äußeren Mittel gewährt. Auch das Sittengesetz ruft uns immer in einer zeit- und raumgebundenen Aufgabe an, es ist nie ein leerer, abstrakter Imperativ. Um z. B. die Frage zu lösen, wie sich im Konflikt zwischen Elisabeth I. und Maria Stuart Schuld und Verantwortung verteilen, ist es zwar nötig, genügt aber nicht, die allgemeine Menschennatur und die ihr zugeordnete Wertwelt zu kennen, genügt nicht einmal, die frauliche Eigenart im Denken und Fühlen nach ihren allgemein psychologischen Gesetzen zu verstehen — man muß vielmehr zum konkreten Menschen vorstoßen, zur Königin von Schottland und zur Königin von England, und der Weg zu diesen Persönlichkeiten ist gebunden an die Erforschung der sozialen Umwelt, der geistigen Einflüsse

und der vielen kleinen Spuren, die Frauen in so hoher Stellung dem zeitgenössischen Leben eingeprägt haben. Sie sind wenigstens in dokumentarischen Bruchstücken, in der Spiegelung zeitgenössischer Berichte und in der großen Linie ihrer Politik auf uns gekommen. Erst wenn in umfassender Kleinarbeit der Stoff gesammelt ist, beginnt das, was man schöpferische Zusammenschau nennen kann. Sie ist Vollendung, aber nicht Ersatz für die Forschung.

Es ist also vieles, was zur Geschichtswissenschaft nötig ist, und trotzdem, ja eben deswegen, wird es in der Geschichte immer einen großen Raum geben, in dem man sich mit einer größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit begnügen und eine bessere Kenntnis späterer Forschung überlassen muß. Aber ebenso sicher ist, daß viele Ereignisse dem wirren Schutt der Vergangenheit so entrissen werden können und durch sorgsame Gelehrtenarbeit auch entrissen worden sind, daß sie in bestimmten wesentlichen Umrissen feststehen. Die folgenden Geschlechter mögen dann dies oder jenes näher erläutern, besser beleuchten, das Gesamtbild bleibt. So ist kaum anzunehmen, daß z. B. über Friedrich II. von Preußen neues Material von der Art gefunden würde, daß sein Charakterbild völlig neu zu begründen wäre. Was natürlich nicht verhindert, daß der vorhandene geschichtliche Stoff je nach Partei und Weltanschauung verschieden gewertet wird. Aber auch so werden der Auslegung durch viele unbestreitbare Tatsachen seines Lebens und seiner Politik Zügel angelegt. Diese Zügel werden abgestreift, wo man aus der alten abendländischen Denk- und Lebensordnung austritt und damit den sachlichen Standort gegenüber dem Gang der Geschichte preisgibt. Man befragt die Vergangenheit nicht mehr im Lichte unverrückbarer Grundsätze, sondern stülpt über sie die Entwürfe des wurzellos gewordenen Menschengestes. Ein besonders krasses Beispiel bildet dafür die Geschichtstheorie des dialektischen Materialismus, in der alles Geschehen auf wirtschaftliche Vorgänge zurückgeführt und die Bühne der Weltgeschichte mit dem Drama des Klassenkampfes ausgefüllt wird.

Wir wollen es nicht leugnen, daß unser geschichtliches Wissen in mancher Hinsicht fragwürdig ist. Die Problematik erhöht sich, je weiter der historische Vorgang zurückliegt, das Feld der gesicherten Einzelheiten schrumpft ein, jenes der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit dehnt sich aus. Aber auch hier gibt es manche Ausnahmen und vor allem gibt es gewisse Hauptlinien im Verlaufe der Geschichte, gewisse Wesenszüge an den führenden Persönlichkeiten der einzelnen Jahrhunderte, die von der Forschung zwar ständig ergänzt, aber nicht verneint werden. So wird man wohl sagen müssen, daß die geschichtskritische Skepsis der jüngsten Vergangenheit und zum Teil der Gegenwart nur teilweise in einer inneren Fragwürdigkeit des Geschichtlichen als solchem begründet ist. Sie rührt zum großen Teil daher, daß man entweder gar keine oder doch nicht den rechten metaphysisch-anthropologischen Unterbau der Geschichte, insofern sie Ereignis und insofern sie Wissenschaft ist, finden konnte. Denn „die Geschichtswissenschaft ihrerseits bestimmt als Wissenschaft überhaupt nicht das ursprüngliche Ver-

hältnis zur Geschichte, sondern setzt ein solches Verhältnis immer schon voraus“.¹⁸ Darin gehen wir mit Croce und Heidegger einig: Geschichte entfaltet sich auf dem Grunde der Geschichtlichkeit, d. h. der Grundverfassung des menschlichen Daseins. Geschichte entspricht der Eigenart des Menschlichen, das auf die Welt verwiesen ist, ohne in ihr aufzugehen. Es kann sich nur auf dem Wege durch die Zeit erfüllen, zu sich selber kommen, und für seine ewige Bestimmung zubereiten. Man wird eine Methodik der historischen Forschung nicht aufstellen können, ohne dies zu berücksichtigen. „Wie, wenn solches möglich wäre, daß der Mensch, daß Völker in den größten Umtrieben und Gemächten zum Seienden Bezug haben und dennoch aus dem Sein längst herausgefallen sind, ohne es zu wissen, und daß dieses der innerste und mächtigste Grund ihres Verfalls wäre?“¹⁹

Die Weltweisheit muß von der Geschichte her befruchtet werden, wir erfahren, was der Mensch gewesen ist, eben aus der Geschichte. Aber ebenso muß die Tiefenschau der Philosophie die historische Darstellung eines Zeitalters oder einer großen Persönlichkeit durchwalten; denn nur durch diese Tiefenschau wissen wir, was der Mensch sein kann und sein soll. Ohne den Blick auf das eine kann das andere nicht erhellt werden. Deswegen braucht der Geschichtswissenschaftler allerdings noch kein Fachphilosoph und der Philosoph kein Geschichtswissenschaftler zu sein, aber der eine muß bei der Arbeit des anderen anwesend sein, wenigstens dort, wo Weltweisheit mehr sein will als formale Logik und Geschichte mehr als Chronik oder Sachregister. „Philosophie und Geschichte werden stets Zweige des einen menschlichen Wissens und Forschens bleiben. Wenn ihr Zusammenwirken und ihr gegenseitiger Einfluß aufhören, so wird die Philosophie zur fruchtlosen Tautologie und die Geschichte zur unzusammenhängenden Folge bedeutungsloser Einzelercheinungen.“²⁰

Religiöser Wandel im amerikanischen Judentum

Von WILL HERBERG

Die letzten zwanzig Jahre haben einen beachtlichen Wandel in der religiösen Lage der Juden Amerikas gebracht. Entwicklungen, die seit der Einwanderung vorherrschend und die, wie man meinte, mit dem Wesen des amerikanischen Judentums gegeben waren, sind rückgängig gemacht worden. Neue Ziele sind aufgetaucht, die der Gemeinschaft amerikanischer Juden ein Gepräge geben, von dem noch vor einer Generation niemand zu träumen gewagt hätte. Kein Zweifel, daß die Geschichte des amerikanischen Judentums in einen neuen Zeitraum eingetreten ist. In diesem Aufsatz soll die

¹⁸ Martin Heidegger: „Einführung in die Metaphysik“. Tübingen 1953 (Max Niemeyer), S. 33. ¹⁹ A. a. O., S. 28.

²⁰ Don Luigi Sturzo in „Thought“, März 1946, S. 62, hier zitiert nach Erik R. v. Kuchnelt-Leddihn: „Freiheit oder Gleichheit?“, Salzburg, Otto Müller, S. 115.